

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 12

Artikel: Die Schule unser Verhängnis
Autor: Fritsch, Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schule unser Verhängnis.

Die tausend Nöte des modernen Lebens abzustellen, bemühen wir uns vergeblich, solange wir an einer Schul-Methode festhalten, die den Geist unserer Jugend schwer belastet und lähmt, die unsere Kinder zu Gedächtnis-Akrobaten erzieht, statt zu frischen, natürlichen, willensstarken, selbstdenkenden Menschen. Ein öder Schablonismus erstickt die gesunden Instinkte und raubt dem Leben Glanz und Freudigkeit. Der verbildete Geist der herrschenden Stände schafft neue Schwierigkeiten und Verwicklungen. Wir machen neue Gesetze, um Mißstände zu beseitigen, und jedes neue Gesetz erzeugt nur neue Mißstände. Unser Geschlecht hat die Fähigkeit verloren, die Dinge unmittelbar und in ihrer Wurzel zu fassen; es tastet ratlos umher und sucht innere Leiden mit aufgespülten Lappen zu verdecken.

Wir franken an einer fehlerhaften Geistes-Verfassung. Man möchte sagen: der menschliche Geist hat seine Tragfähigkeit verloren. Allerlei gute Absichten scheitern, weil die Menschen versagen, auf die wir sie aufbauen wollen.

Wo soll die Gesundung einsetzen? Mögen auch allerlei Ausartungen des modernen Lebens mitschuldig sein: zuletzt müssen wir doch zu der Stelle zurückgehen, wo der menschliche Geist seine Prägung erhielt, wo zu unserer Lebensanschauung der Grund gelegt wurde: zur Schule. Die Verirrungen des heutigen Lebens hätten nie so arg werden können, wenn der Geist der Menschen stark und gesund war, — wenn er von Anfang an das rechte Maß für die Dinge mitbrachte, wenn Urteil und Instinkt ungetrübt waren. Bei der Schule müssen wir einsetzen, wenn unser Geschlecht endlich wieder in heilsame Bahnen einlenken soll.

Die den Wert unserer heutigen Schule so hoch anschlagen, sind leicht zu widerlegen: durch die Tatsachen des Lebens. Wäre soviel Verwirrung, soviel Ausartung, Verwilderung, Schwäche, Verkommenheit möglich geworden, wenn unsere Erziehung die Jugend mit allem wappnete, was sie für den Lebenskampf brauchte? Die Lehrer dürfen nicht sagen: Es war nicht unseres Amtes, die Gemütsart zu bilden, den Charakter und Willen zu stählen; wir hatten Wichtigeres zu tun; wir brauchten alle Kräfte dazu, um das sprachliche, das geschichtliche, das mathematische Pensum zu erledigen; es blieb keine Zeit für seelische Erziehung Und doch: es war eures Amtes! Die Schule soll den Menschen vor allem lebendig machen; sie soll ihn ausrüsten mit allen Kräften und Kenntnissen, die ihn befähigen, das Leben siegreich und ehrenvoll zu bestehen, sich mit allen seinen Gefahren abzufinden. Sie sollte ihn daher auch alle schlimmen Feinde des Lebens kennen lehren. — Aber das tut die heutige Schule nicht. Sie lehrt bloßes Wissen — man könnte fast sagen: totes Wissen, vorwiegend das Wissen von vergangenen Zeiten, toten Dingen, toten Sprachen. Aber der Vielwisser steht dann ratlos vor den in Bewegung begriffenen Dingen des Lebens, die jeden Augenblick ihre Gestalt verändern und nirgend in eine Schablone passen. Mit solchen Dingen umzugehen, hat ihn die Schule nicht gelehrt. Dort gab es nur lauter feste abgegrenzte Größen und Rahmen und Regeln, mit denen man arbeiten konnte, wie mit einer Rechen-Maschine

* * *

Nationale Blätter klagen des öfters darüber, daß es in unserer Diplomatie an regsamem und gewandten Köpfen fehle, an Leuten, die Findigkeit und Spürsinn entwickeln und den feinfühlenden Finger am Puls des Lebens haben.

Die deutsche Diplomatie zieht in neuerer Zeit überall den Kürzern; sie erweist sich als unbeholfen und schwerfällig, schlecht unterrichtet, ohne innige Fühlung mit dem Geiste und Leben der Völker, mit denen sie uns in Verbindung halten soll. Noch wenige Stunden vor dem ersten Kanonenschuß zwischen Russland und Japan depeschierte der deutsche Gesandte aus Tokio, daß der Friede gesichert sei; und doch befand sich die japanische Flotte bereits auf dem Wege nach Port Arthur. — Man entsinne sich auch der Vorgänge bei dem Ausbruch des Aufstandes in unseren west-afrikanischen Kolonien. Als bereits alle Welt wußte, was sich vorbereitete, ahnte unsere Diplomatie noch nichts davon. Sie versicherte in offiziellen Organen, es sei alles in schönster Ordnung. Und wenige Tage später waren 120 Farmer erschlagen. — Und wenn man nach der Ursache der Gährung forschte? — Mißgriffe der Behörden, der Herren Bureaukraten

Unsere Bureaukratie ist aber die typische Musterfrucht unseres Schulwesens. Dieses Schulwesen läßt unsere Gebildeten die Fühlung mit der Wirklichkeit verlieren, für die Vorgänge des Lebens blind machen. Es lehrt, alle Einsichten nur in Büchern und Akten zu suchen.

Leider offenbart sich diese falsche Geistesrichtung nicht bloß in Diplomatie und Bureaukratie; sie tritt uns heute überall im Leben entgegen, wo wir es mit „gebildeten“ Menschen zu tun haben. Es zeigt sich ein erschreckender Mangel an praktisch befähigten Köpfen. Man frage die Männer, die als Betriebs-Inhaber in Handel und Gewerbe auf die Mitwirkung verständiger und tüchtiger Köpfe angewiesen sind: wie lange müssen sie suchen, ehe sie dort, wo es auf mehr als schablonenhafte Tätigkeit ankommt, den geeigneten Mann finden. Die Menschen von raschem Fassungs-Vermögen, selbständigem Urteil, praktischem Blick, geschäftlicher Fidigkei und eigener Initiative werden alle Tage seltener. Und anderseits mehren sich erschreckend jene verbildeten und überstudierten Elemente, die, wegen Unzulänglichkeit aus ihrer Laufbahn geworfen, zu jedem praktischen Lebensberufe sich unfähig erweisen: das gebildete Proletariat.

Und sie alle haben viel, viel Schule genommen, viel auswendig gelernt, viel „positives Wissen“ erworben, ja Manche haben sogar als vorzügliche Schüler gegolten. Das hindert aber nicht, daß sie in den nichtsnutzigen Lebenswandel versallen, leiblich und sittlich verkommen und vielleicht in Glend und Schande zugrunde gehen. Dann steht wohl der ehemalige gewissenhafte Lehrer am Sarge eines solchen Unglücklichen und fragt sich: Wie war das nur möglich?! Er war doch ein so fleißiger Schüler und er konnte seine Grammatik-Regeln wie am Schnürchen

Sollte nicht also doch etwas an dieser Schule aus dem Lote sein? —

* * *

Unsere höhere Schule begeht vor Allem zwei Fehler: Sie überschätzt die geistige Bedeutung des Sprachwesens, und sie lehrt die Sprachen falsch.

Weil die Sprache ein Ausdrucksmittel des Geistes ist, so verwechselt die Schule die Sprache mit dem Geiste selber. Sie folgert, daß Sprachbildung Geistesbildung bedeute. Ein trauriger Fehlschluß. Sie steht dabei auf der Urteilshöhe derjenigen, die da sprechen; Kleider machen Leute. Die Sprache bleibt immer nur ein Gewand des Geistes; und es ist kein erhabener Erziehungsgrundatz, den ganzen Wert des Menschen in prunkende Gewänder zu verlegen.

Aber die Absicht der Schule, die Sprach-Kenntnis und Sprach-Gewandtheit zu erhöhen, wird nicht einmal erreicht — weil man die Sprachen falsch lehrt. Anstatt sprachliche Begriffe und Bilder zu geben, gibt man nur Silben und

Brocken; man nimmt die Sprache analytisch und grammatisch auseinander. Statt einer duftenden Blüte reicht man zerzupfte Blumenblätter und abgezählte Staubfäden dar. Der Geist der Sprache bleibt dabei den Schülern ewig fremd. Und wie tief dringen wir dabei in die Dichter ein, diewir übersezzen? Wir sehen vor lauter Vokabeln und Grammatik nichts von dem Dichter und nichts von der Poesie. . . .

Man lehrt uns den Mechanismus der Sprache aber nicht ihren Geist kennen. Es ergeht uns, als ob jemand uns zu einem schönen Klavier führt und wir erwarten, daß er uns ein liebliches Stücklein auffspielen wird. Statt dessen fängt er an, das Klavier auseinander zu nehmen, uns die Feinheiten seines Mechanismus zu erklären und uns die einzelnen Teile vorzulegen, damit wir sie auf ihre exakte Ausführung bewundern können Von dem schönen Klang des Instruments bekommen wir freilich dabei kein Bild. So etwas ist zwar auch einmal interessant, aber alle Tage Klaviere auseinandernehmen, ist doch wohl nicht der richtige Weg, um uns den höheren Sinn der Musik zu erschließen.

Aber das wäre der kleinste Schaden, wenn nicht zugleich durch diese Schulfuchsereien unser ganzes Denken in's Schablonenhafte, Mechanische, Kleinliche, Pedantische gelenkt würde. Und diese Züge sind es, an denen unser Volksgeist heute hauptsächlich krankt.

Die ganze Erscheinung ist die Folge eines Denkfehlers und einer zur Gedankenlosigkeit erstarnten Gewohnheit. Wir haben von Rom einst ein Stück Kultur übernommen: sein Wissen, seine verfeinerten Sitten, sein Recht. Wer damals in die römische Geisteswelt eindringen wollte, mußte Rom's Sprache verstehen. Damals war Lateinisch der Schlüssel zu neuer Erkenntnis, zu höherer Kultur. Lateinisch lernen hieß: sich den Weg zur Bildung eröffnen. Die Zeit aber ist längst vorbei. Heute hat das alte Rom uns nichts mehr zu bieten, was eine Bereicherung unseres Geistes, unserer Kultur darstellen könnte. Was es uns zu geben hatte, ist längst aufgenommen und in uns verarbeitet. Unsere gelehrte Schule aber ist auf dem Gewohnheits-Stadium stehen geblieben und hält noch immer Latein für den Weg zur Bildung.

Die Schule hat das Mittel mit dem Zweck verwechselt. Früher lernte man Lateinisch, um sich neue Geistesähnle zu erschließen, heute lernt man nur noch Latein um seiner selbst willen — weil sich die Ansicht in den Köpfen festgesetzt hat, als wäre die Sprache an sich ein geistiges Gut, ein Stück Bildung und Kultur. Die Sprache, die sonst ein Weg zur Bildung war, wird heute selbst für einen Gegenstand der Bildung gehalten. Die römische Litteratur haben wir sattsam erschöpft; ihr geistiger Gehalt ist längst in gutes Deutsch übertragen und Allen zugänglich gemacht. Das Latein-Lernen mag heute eine Spezialität für Fach-Gelehrte bleiben, einen Bildungswert hat es nicht mehr.

Ja, wir sind heute, wo der deutsche Geist sich kraftvoll aufrichtet und sich auf sich selbst besinnt, uns klar bewußt geworden, daß nicht alles gut war, was von Rom kam. Römischem Geist, römischer Sitte und römischem Recht hasteten Züge an, die unserm Wesen immer fremd bleiben werden, ja die auf deutsches Denken und Empfinden einen verwirrenden Einfluß übten. Wir sind heute ernstlich darauf aus, uns von allem Fremdtum los zu machen; wir fühlen uns stark und reif genug, unsern eigenen Weg zu gehen. Wir fühlen in uns die Gewalten, uns eine Welt nach unserem Sinne zu gestalten. Unser Geist hat sich höher erhoben, als Römergeist jemals zu steigen vermochte. Warum sollen wir also wie unflügge Küchlein die lateinischen Eierschalen immer noch nachschleppen?

Es trifft heute nicht mehr zu, daß römischer Geist über dem unseren steht, daß wir in römischer Dichtung, römischer Staatskunst, römischem Recht erhabene Vorbilder erkennen müßten: Wir haben diese Vorbilder längst überwunden. Wir erkennen mit Beschämung, daß römisches Recht den Menschen geringer achtete, als materielle Besitztümer, und daß wir mit Anerkennung dieses fremden Rechts uns fremdem und undeutschem Geiste gefangen gaben. Römisches Recht hat schwer am deutschen Volke gefrevelt. Warum also den Geist unserer Jugend immer wieder nach Rom zurückzwingen? — in eine untergegangene und veraltete Geisteswelt? Es ist Zeit, daß wir die lateinischen Kinderschuhe ausziehen. Unter Rom's Geist ist ein reichlich Stück Deutschtum erstickt und nieder gebrochen worden.

Die bedauerlichste Verirrung ist das Überwiegen des grammatischen Sprach-Unterrichts. Er zerzupft die Sprache und nimmt ihr allen Schwung und alles Leben. Daß diese Methode die Logik schärfe, ist ein wahnwitziger Überglaube. Die Früchte unserer Philologen-Schulen befunden die Unfruchtbartkeit des Systems: die gelehrtesten Leute schreiben gewöhnlich den ödesten Stil und befunden auch sonst im Leben nicht, daß sie mehr Logik besäßen als Andere. Die Ratlosigkeit unserer gebildeten Stände gegenüber den Aufgaben unserer jetzigen Zeit beweist am besten, was es mit der grammatischen Geistes-schulung auf sich hat.

Sprachen sollte man erlernen, wie der Laie Musik lernt: durch Gehör und Gefühl. Man merkt sich eine Melodie durch die gefühlsmäßige Einprägung der Ton-Figuren, gewissermaßen durch eine innere bildliche Anschauung, nicht aber indem man sich merkt: jetzt kommt eine Quinte, jetzt eine Terz, jetzt ein punktiertes Achtel usw. Wer sich die Musik so einprägen wollte, der würde wohl nie eine Melodie fließend pfeifen lernen und bei der Anhörung eines Musikstückes einen recht zweifelhaften Genuss haben. Unsere Schulmeister aber verlangen, daß der Schüler beim Übersezzen beständig sich sagen soll: jetzt kommt der Genitiv Pluralis nach der vierten Deklination, jetzt eine Präposition, die den Akkusativ regiert, jetzt die dritte Person Singularis vom Futurum eines unregelmäßigen Verbums, und so in Grazie weiter. Für ein Verstehen und Genießen des Inhalts kann dabei schwerlich noch Andacht übrig bleiben. Und wer da meint, daß man auf solche Weise in den Geist der Sprache eindringe, der weiß nicht, was Geist ist. Der Formalismus ist allerwegen der Todfeind des Geistes: er verwechselt das Kleid mit dem Menschen. Sprache und Geist stehen keineswegs in einem unmittelbaren Maßverhältnis zu einander. Die Schwäche-Gewandtesten sind keineswegs immer die Klügsten. Viele tief empfindende und tiefdenkende Menschen sind spracharm. Große Künstler zeigen oft einen erstaunlichen Mangel an sprachlicher Ausdrucks-Fähigkeit. Und wie wortkarg war z. B. ein Molte. Es gibt eben zwei Arten des Erfassens der Dinge um uns her: eine rein verstandesmäßige, die an allem die Außerlichkeiten und die kleinen Merkmale wahrnimmt, und eine gefühlsmäßige, die das Gesamtbild erfaßt und zugleich in das Wesen der Dinge eindringt. Die verschiedene Art des Aufassens vergegenwärtige man sich an folgendem Beispiel: Ein begabter Künstler ist fähig, eine charakteristische, menschliche Gestalt, die ihm auf der Straße begegnete und die er nur wenige Augenblicke sah, in allen wesentlichen Zügen wiederzugeben, — der Maler durch Zeichnung, der Schauspieler durch Gebärde. Wie ist das zu erklären? Konnte sich der Künstler die Fülle von Einzel-Linien einprägen, aus denen sich die Gestalt zusammensezt? Unmöglich. Nein, er durchdrang gefühlsmäßig mit einem Blick das ganze

Wesen der Erscheinung; er erfaßte das Typische an ihr, und so war er imstande — und würde noch nach Jahren imstande sein, die Gestalt zu rekonstruieren mit Bügen, die nicht nur alles Wesentliche, sondern selbst eine Reihe charakteristischer Einzelheiten treffend wieder geben.

Nun vergegenwärtige man sich, es wollte jemand mit Worten eine menschliche Gestalt so genau beschreiben, daß wir imstande wären, sie nach dieser Schilderung aufzuzeichnen. Wieviel Worte wären dazu wohl nötig? Wer will die Gestalt einer Venus so mit Worten schildern, daß ein Maler sie — mit allen Zaubern der Anmut — treffend bildlich darstellen könnte? Hier zeigt sich die ganze Unzulänglichkeit der Sprache. Wohl versuchen Roman-Schriftsteller gelegentlich, uns durch Wort-Schilderungen ein Bild von ihren Personen zu geben; meist aber erweist sich ihre Kunst hier als völlig unzureichend. Und wo es ihnen gelingt, ein anschauliches und sicheres Bild vor unsere Seele zu zaubern, da sind sie doch auf eine starke Anleihe an unsere eigene Phantasie angewiesen: sie lenken unseren Sinn durch einige starke Merkmale in eine bestimmte Richtung und überlassen uns, nach eigner Erfahrung das Bild zu ergänzen. Die Unbestimmtheit des Wortbildes kommt ihnen dabei sogar besonders zu statten; wenn eine Roman-Figur schön und anmutig genannt wird, so ist es dem Leser überlassen, seine Ideal-Vorstellungen von Schönheit und Anmut für diese unbestimmten Größen einzusetzen. So täuscht uns das Wort etwas vor, das es in Wirklichkeit gar nicht enthält. Tausend Worte vermögen nicht auszudrücken, was der geniale Blick des Künstlers in einem Nu erfaßt.

Für diese tiefen Kräfte des Menschengeistes aber hat die Schule kein Verständnis; sie kennt sie nicht, sie pflegt sie nicht, sie unterdrückt sie eher. Sie lenkt allen Sinn auf kleine Außerlichkeiten, auf Silben und Buchstaben; sie lehrt mit Umständlichkeit den toten Mechanismus der Sprache, sie lehrt Silbenstecherei. Sie schlachtet die Sätze und die Worte aus, sie treibt Vivisektion am ganzen Sprachkörper; aber der Geist entweicht dabei unter ihren täppischen Händen.

Unsere Schule übt allerwegen das System der Zerstückelung, der Entseelung, der Leblosmachung. Unter ihren Händen wird alle Weisheit zum Leichnam. Sie zerstört und zerrupft alte Weistümer, die heute keine mehr sind; sie sucht in alten Müllhaufen nach geistigen Abrisshäufchen, sie treibt Lumpensammlerei.

So von Jugend auf zur Haarspalterei und Silbenstecherei dressiert, werden unsere Gebildeten zu Kleinigkeits-Krämern, zu krittelssüchtigen, engherzigen Menschen, zu Schablonisten und Bureaukraten, die allerwegen dem Leben Gewalt antun und überall den Blick für das Große, Organische, Aufbauende vermissen lassen. Es ist wahrscheinlich kein Wunder, daß unsere Zeit an einem zersegenden Kritizismus krankt; unsere Gebildeten werden ja gerade dazu erzogen — durch die Pedanterie unserer Philologen-Schulen.

Wenn man nach den Ursachen fragt, was in wenigen Jahrzehnten unser Volk an Geist und Gemüt so tief herunter gewirtschaftet hat, so darf man die Sprach-Simpolei der Schule nicht vergessen. Die Schule übt geistigen Mord an der Nation, und selbst die leibliche Verkümmерung hat — neben dem Alkohol — auch sie zum reichlichen Teil auf dem Gewissen.

Bei den letzten olympischen Spielen sind die Deutschen — außer im turnerischen Fünfkampf — in allen Einzel-Leistungen unterlegen. Weder im Wettklauf, noch im Lanzenwurf, noch im Fechten, im Stabsprung, im Stemmen, im Diskuswurf hatte ein Deutscher erste Leistungen aufzuweisen; in all diesen Gebieten

fiel der Preis anderen Nationen zu. — Wie sollte auch eine gebildete Jugend, die wöchentlich zwanzig Schulstunden und fast ebenso viele häusliche Arbeitsstunden auf nutzlose Sprach-Fexereien verwenden muß, an Leib und Seele noch rüstig bleiben! —

(Aus „Hammer“, Blätter für deutschen Sinn, Verlag von Th. Fritsch, Leipzig.)

Ungleiche Freundschaft.

Als ich im Frühling meines Lebens stand,
Da rückte man die Wiege dir zurecht,
Und nun, dieweil mein Spätherbst zog ins Land,
Ward dir der Lenz zum Spiessgesell und Knecht.

Wohl sind wir ungleich an der Jahre Zahl,
Allein wir fanden uns so leicht und schnell;
War nicht, als wir uns sahn das erstemal,
Auch schon die Freundschaft unvermerkt zur

[Stell'?

Noch ordnet alles sich gerecht und gut.
Wie lange, Freund? Könnt' aus dem Winter-
graun,
Wie jetzt mein Auge prüfend auf dir ruht,
Es dich im reichen bunten Herbste schaun!

Dass sie herbei schlich, kümmerte uns nicht.
Wir gönnten ihr den Platz, den sie sich nahm;
Sie kennt ihr Recht, sie achtet ihre Pflicht,
Nicht fragen wir, warum, woher sie kam.

Mir bringt sie manchen warmen Sonnenstrahl,
Den sie bei Dir geraubt mit frecher Hand;
Du bist nicht ärmer, weil sie dich bestahl,
Sie gibt Dir redlich, was bei mir sie ta...d.

Nanny v. Escher, Albis.

Wanderungen im Berner Land.

Von Dr. Hans Blösch, Bern.

IV.

Im Emmental.

Die neue Zeit, die mit ihrer ausgleichenden Hand über alle, auch die entlegensten Schlupfwinkel des Landes dahinstreicht, die knorrigen Auswüchse abstreift, die Lücken ausfüllt, die kräftige Eigenart abschwächt, und durch bequeme Verkehrsmöglichkeiten und durch gemeinnützige, an alle gerichtete Forderungen rege Beziehungen mit der Außenwelt anbahnt, durch deren Einfluß die scharf umrissenen, eckigen aber kraftvollen Naturen sich gegenseitig zu einem nichts-sagenden Durchschnitt abschleifen, diese neue Zeit hat auch ihren Weg gefunden in das Bernerland, sie ist auf Landstraßen und Schienensträngen immer weiter vorgedrungen in die abgelegenen Talschaften des Mittellandes und des Oberlandes und hat dabei alle ihre erfreulichen und unerfreulichen Begleiter als Gefolge mitgebracht; sie hat neue Erwerbsquellen erschlossen, hat Wohlstand und einige Elemente der Volksbildung verbreitet, damit aber auch dem Landvolk einen städtischen Anstrich als erwünscht erscheinen lassen, der wie weiße Tünche die alten kraftvollen Freskenfiguren bedeckt: das Althergebrachte wird wahllos als altmodisch verworfen; in Sitte und Tracht, in Anschauung und Sprache wird jede selbständige, ursprüngliche Eigenart als beschämender Mangel empfunden, der sobald als möglich ausgemerzt werden muß, um sich dem andern